

Erschienen in: Stanbein Spielbein. Nr.43, Dez. 1995, S.6-7

Michael Parmentier

Antwort auf die Frage: Was ist Museumspädagogik?

Die Frage, die die Redaktion von "Standbein, Spielbein" mir und einigen anderen, die es wissen könnten, vorgelegt hat, ist wohl weniger empirisch als programmatisch gemeint. Die Initiatoren erwarten, wenn ich sie richtig verstehe, als Antwort keine genaue Zustandsbeschreibung, sondern so etwas wie die essentials für ein tragfähiges Konzept. Mit dieser Erwartung stehen sie nicht allein. Sie wird von vielen Museumspädagogen geteilt und scheint mir ein markanter Ausdruck der krisenhaften Situation, in die das ehrwürdige Museum im Gefolge der zivilisatorischen Beschleunigungsdynamik geraten ist (vgl. Lübke 1992, Bunch 1995). Noch steht die Existenz dieser Einrichtung nicht unmittelbar auf dem Spiel, aber ihre gesellschaftliche Funktion ist schon gehörig ins Schwimmen geraten. Das spüren vor allem die betroffenen Museumsleute, die Fachwissenschaftler, das museologische Personal, die zuständigen Kulturbükratien und die Museumspädagogen, bei denen, wie die Frageaktion zeigt, das Problembewußtsein vielleicht am weitesten entwickelt, zumindest der Problemdruck am größten ist. Im Unterschied zu den Fachwissenschaftlern, die sich im Notfall auf die Kriterien ihrer jeweiligen Herkunftsdisziplin zurückziehen und das Museum als eine Art Forschungsabteilung behandeln können, und im Unterschied auch zu den Funktionären in den Kulturadministrationen, die in der Abwertung des Museums zum bloßen Standortfaktor (Stichwort: Umwegrentabilität) eine bequeme Legitimationsformel gefunden haben, lastet auf den Museumspädagogen der ungebremste Erklärungs- und Rechtfertigungsdruck für das, was sie tun.

Mein Vorschlag dazu ist nicht sehr originell. Ich plädiere ganz unspektakulär für die Wiederherstellung des Museums als öffentlicher Bildungsstätte. So war es schon einmal in den Jahren um 1800 geplant. Und wie sich zeigt, der Plan hat nicht nur wie wenig es sonst die Stürme der Zeit überstanden, er scheint mir auch heute erst wirklich aktuell geworden. Die alte Idee der Bildung ist aus dem gesellschaftlichen Wandel wider Erwarten verjüngt hervorgegangen. Für die Gründer des modernen Museumswesens war die Idee nicht eine neben anderen, sondern die allein entscheidende. Spätestens von Humboldt wurde der Bildungsfunktion des Museums jeder andere konkurrierende Zweck, etwa der des künstlerischen Unterrichts oder der der wissenschaftlichen Forschung rigoros untergeordnet.

Voraussetzung für die das Ich und seine Stellung zur Welt verändernde Bildungsbewegung ist die relative Autonomie eines vom Zwang zur Selbstbehauptung entlasteten pädagogischen Experimentierfeldes. "Bildung braucht Schutz vorm Andrängen der Außenwelt, eine gewisse

Schonung des Einzelsubjekts, vielleicht sogar die Lückenhaftigkeit der Vergesellschaftung" (Adorno 1990, S.106). Nur unter dieser Bedingung gemilderter Realität kann das Subjekt die Distanz gewinnen, die es braucht, um in "Muße" (Adorno 1990, S.99), d.h. im freien oder spielerischen Umgang mit der eigenen sozialen, historischen und biologischen Konstitution sich selbst als einen Anderen hervorzubringen. Das Museum ist nun seiner klassischen Konzeption nach in erster Linie genau ein solcher Ort der Selbstbildung, ein "potential space", ein von Handlungszwängen entlasteter Möglichkeitsraum, wie Winnicott das nennt. Es gibt in unserer Kultur verschiedene solcher geschützten Räume der Selbstbildung. Das Museum ist gewiß nur einer davon, aber ein ganz besonderer. Es unterscheidet sich von der Schule z.B. durch die Offenheit des Zugangs, durch den internen Verzicht auf formale Instruktion und curriculare Sequenzierung und durch die Dominanz der Sachen statt der Worte. Und von den außerschulischen, den freizeitpädagogischen Spielfeldern unterscheidet es sich durch die historische Tiefendimension und Qualität der Materialien, durch die relative Konstanz des Angebots und durch die gebremste Motorik im Umgang mit den Objekten. Die Einzigartigkeit des Museums als Stätte der Selbstbildung steht, wie mir scheint, außer Frage.

Die Konsequenzen des vorgetragenen Konzepts für die Rollen- oder Aufgabendefinition der Museumspädagogen liegen auf der Hand. Wer das Museum als Stätte der Selbstbildung in dem genannten Sinne wiedergewinnen will, der muß zuallererst die eingeschliffene Arbeitsteilung zwischen den jeweiligen Fachwissenschaftlern, die für den Aufbau der Sammlungen und in der Regel auch für die Form ihrer Präsentation die Zuständigkeit beanspruchen, und den Museumspädagogen, denen dann post festum nur noch die Aufgabe der personalen Vermittlung und sozialen Betreuung bleibt, aufgekündigt werden. Die Museumspädagogen dürfen sich nicht mit einem "Arbeitsfeld im Museum" begnügen, sie müssen vielmehr das Museum insgesamt wieder zu ihrem Arbeitsfeld erklären. Wenn das Museum eine öffentliche Bildungsstätte werden soll, dann geht das nur, wenn schon bei der Architektur und Einrichtung der Räume, spätestens aber bei der Anschaffung der Sammlungsstücke, bei ihrer Rekonstruktion und Konservierung und erst recht bei ihrer Aufstellung bildungstheoretische Gesichtspunkte zur Geltung gebracht werden. Und das heißt: die Objekte müssen so ausgewählt, präpariert und präsentiert werden, daß die Besucher in eine "in-wendige", also reflexive Bewegung geraten, in deren Verlauf sie nicht nur konstatieren, wie und womit die Menschen in früheren Epochen und fremden Kulturkreisen ihr Leben verbrachten, sondern darüber hinaus sich auch die Frage stellen, was dies alles für sie selbst und die Interpretation und Gestaltung ihres eigenen Daseins bedeutet. Das Museum muß den Betrachter mit sich selbst in Berührung bringen.

Wie das gemacht wird, dafür lassen sich vorab keine Kriterien nennen. Weder für die Selektion noch die museale Präsentation der materiellen Kultur gibt es ein für allemal gültige Regeln. Nach der Auflösung des in seinen historischen Kenntnissen und Interessen relativ homogenen

Honoratiorenbürgertums, das bis zum zweiten Weltkrieg die beinahe ausschließliche Nutzergruppe stellte, kann sich der Aufbau eines an den Selbstbildungsprozessen der Bürger orientierten Museums nur noch experimentell vollziehen. In Anbetracht der diffusen und schwer kalkulierbaren Erwartungshaltungen des Massenpublikums muß - kurz gesagt - das Museum heute ein Laboratorium sein. Es kann die Bildungsrelevanz der ausgewählten Objekte und Präsentationsformen nur mehr probeweise im engsten Kontakt mit den sich dauernd wandelnden Wissens- und Motivbeständen des Publikums ermitteln. Wenn die Metapher wegen ihrer verbal-sprachlichen Konnotationen nicht mißverständlich wäre, könnte man sagen: das Museum wird seiner Funktion als Bildungsstätte nur dann gerecht, wenn es sich als ein Ort - wie Beuys forderte - der "ständigen Konferenz" zwischen Museumsmachern und Besuchern versteht und etabliert.

Überall dort, wo die Möglichkeit und die Bereitschaft zum Dialog, zum Experiment und damit zur Revision der eigenen Vorgaben nicht vorhanden ist, erstarrt das Museum zu einem mehr oder weniger durchsystematisierten wissenschaftlichen Archiv oder es zerfällt in die Beliebigkeit eines Kuriositätenkabinetts. In beiden Fällen wird die Bildungsaufgabe verfehlt. Weder die Strenge fachwissenschaftlicher Taxonomien, noch die Zufallsfunde eines musealisierten Fetischismus oder einer nostalgischen Sehnsucht nach früheren Zuständen begründen schon eine öffentliche Bildungsstätte. Dafür ist mehr nötig. In erster Linie, nach der begründeten Auswahl, die bildungswirksame Inszenierung des Materials. Am geeignetsten erscheinen mir dafür Verfahren, die seit der frühromantischen Poetik immer wieder beschrieben und in der künstlerischen Praxis angewendet wurden: Verfahren der Verdichtung, der Konstrastmontage, der Iteration und Reihung, der Mystifizierung und der Verfremdung usw.. Mit solchen von der ästhetischen Moderne zur Perfektion entwickelten Präsentations- und Gestaltungsweisen lassen sich auch aus den trivialsten Alltagsgegenständen noch Bildungswirkungen herauschlagen. Das geht gelegentlich nicht ab ohne Chok oder gar Skandal. "Die Masse will nicht," wie Walter Benjamin notierte, "belehrt werden. Sie kann Wissen nur mit einem kleinen Chok in sich aufnehmen, der das Erlebte im Innern festnagelt." Beispiele für Inszenierungen, die solche Chocks auslösen gibt es genug. Der Bogen reicht von Marcel Duchamps Ready-mades (Flaschentrockner 1914) über die Assemblages der Nouveau Realistes und den Stuhlreihen in der Studiensammlung des MAK in Wien bis zu den Autorenausstellungen Harald Szeemanns, die alternativen Lebensmodellen (Monte Vérita) oder alltäglichen Biografien (Mein Großvater) gewidmet waren. Die Dinge der Vergangenheit durch die komplementären Operationen von Zerlegung und Arrangement und unter Einbezug aller Parameter von Licht, Farbe und Architektur für die Menschen der Gegenwart zu einer zukunftsweisenden Wirkung zu bringen, das scheint mir die vornehmste Aufgabe der Museumspädagogen. Sie haben von anfang an und an entscheidender Stelle daran mitzuwirken, daß im Museum nicht nur die Wissenschaft, nicht nur die privaten Obsessionen

eines Kurators und auch nicht nur der Stadtsäckel gefördert wird, sondern die Selbstbildung der Bürger.

Lit.:

Adorno, Th.W.: Theorie der Halbbildung, Ges. Schriften Bd.8, Frankfurt 1990

Bunch, Lonnie G.: Fighting the Good Fight: Museums in an Age of Uncertainty, In: Museums News, Vol 74, N0. 2, 1995, S.32ff.

Lübbe, Hermann: Im Zuge der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin/ Heidelberg/ New York/ London/ Paris/ Tokyo/ HongKong/ Barcelona/ Budapest: Springer 1992